

Friederich Mielke

Transatlantische Gemeinsamkeiten

**Michael Zöllner/
Hansrudolf Kamer (Hg.):
Der Westen – was sonst?
Amerika und Europa
brauchen sich noch.**
Verlag Neue Zürcher
Zeitung, Zürich 2005,
215 Seiten, 33,00 Euro.

**Josef Joffe: Die Hyper-
macht – Warum die USA
die Welt beherrschen.**
Carl Hanser Verlag,
München 2006, 263 Seiten,
21,50 Euro.

**Gerhard Besier/
Gerhard Lindemann: Im
Namen der Freiheit. Die
amerikanische Mission.**
Vandenhoeck & Ruprecht,
Göttingen 2006,
415 Seiten, 19,90 Euro.

Der jüngste transatlantische Streit war ein reinigendes Gewitter. Spätestens seit der „Charme-Offensive“ von US-Außenministerin Rice reden Amerikaner und Europäer wieder miteinander. Sie haben ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede hinterfragt und erkannt, dass sie *nicht* in unterschiedlichen Welten leben:

Der Atlantik wird *nicht* breiter, die Gemeinsamkeiten sind größer als die Unterschiede. Die Krise hat Europa und Amerika gestärkt. Angesichts von Terrorismus, Massenvernichtungswaffen, gescheiterten Staaten und Klimawandel erkennen Europäer und Amerikaner zunehmend, dass die Probleme des einundzwanzigsten Jahrhunderts *gemeinsam* gelöst werden sollten. Feste transatlantische Bindungen sind die Voraussetzung für erfolgreiche gemeinsame Strategien – im Nahen Osten, gegenüber Asien, beim Terrorismus, beim Klimawandel oder bei der Nord-Süd-Problematik.

Die transatlantische Krise hat das Konzept des „Westens“ beschädigt. Einige transatlantische Veränderungen werden im Sammelband diskutiert, den Michael Zöllner und Hansrudolf Kamer herausgeben: Europa wird sich seiner Unabhängigkeit und Selbstbestimmung bewusst; es will die amerikanische Führung nicht automatisch unter-

stützen. Zugleich wünschen sich die meisten Amerikaner ein starkes Europa und europäische politische und militärische Unterstützung.

„Washington hätte gern einen Partner beim Lösen wahrer Probleme“, schreibt Robert von Rimscha. Er bedauert den Versuch, „europäische“ von „amerikanischen“ Werten abzugrenzen, und entdeckt eine schizoide Grundhaltung im europäischen Amerikabild: Je mehr wir Amerika sind, desto mehr lehnen wir Amerika ab. Viele Europäer seien davon überzeugt, das Europa zivilisierter, besser und gerechter als Amerika sei. „Selbstverliebt dreht sich die Alte Welt in dieser Spirale der provozierenden Zurückweisung. Genauso treibt sich Europa selbst ins Abseits.“ Europa könne allein bestimmen, welche Rolle es spiele; Amerika dränge uns nicht an den Rand: „Amerika fordert uns auf, uns über unsere künftige Rolle im Klaren zu sein.“ Von Rimscha kritisiert die

Abgrenzungsrhetorik der Schröder-Fischer-Regierung als Versuch, die eigene Identität aufzuwerten: „Die Deutschen wollen eben nicht auf immer und ewig die Schlimmsten der Welt sein. Eine verklemmte Minderheit in Schröder-Deutschland wünscht sich Amerika insgeheim als das schlimmere Hitler-Deutschland.“

Neben von Rimschas scharfer Analyse der transatlantischen Krise enthält der Sammelband unter anderem Artikel von Ex-US-Außenminister George P. Shultz, Walter Russell Mead und Janusz Reiter. Michael Werz konstatiert, dass sich die Welt dramatisch gewandelt hat: Die deutschen und europäischen Gesellschaften erleben eine „komplexe Neuorientierung“. Die transatlantischen Beziehungen werden im neuen Jahrhundert hinterfragt. Der notwendige Wiederaufbau des Westens sei ein „entscheidendes Unternehmen der nahen Zukunft“. Hier geht es nicht um eingeredete kulturelle Differenzen, sondern darum, „ob eine neue transatlantische Generation gewillt ist, sich den Herausforderungen zu stellen“.

Janusz Reiter, ehemaliger polnischer Botschafter in Deutschland, will die transatlantische Partnerschaft erneuern. Die amerikanische Beteiligung am

Kosovo-Krieg sei in Westeuropa mit „bitterer Dankbarkeit“ aufgenommen worden. Die EU sei zu Recht eine Friedensgemeinschaft, sie könne aber wenig tun, wenn der Frieden von außen gefährdet sei. Angesichts der gemeinsamen Interessen beider Teile der westlichen Welt seien die kulturellen Unterschiede zwischen Europa und Amerika zweitrangig. Im Kampf gegen den Terrorismus sei Europa immer noch der wichtigste und natürlichste Verbündete der USA. Für Reiter haben EU und USA viele gemeinsame Interessen – gegenüber der Ukraine, im Kaukasus, im Greater Middle East, im Irak. Die NATO müsse Europa und Amerika zusammenhalten: „Das Bündnis sollte auch in Zukunft die sicherheitspolitische Gemeinschaft Amerikas und Europas bleiben. Europas politische Selbstständigkeit sollte dabei nicht auf einem pubertären Emanzipationsbedürfnis beruhen. Sie muss sich vielmehr an den realen Problemen der Welt orientieren.“

Mächtiges Imperium

Während der Sammelband von Zöller und Kamer primär die US-europäischen Beziehungen thematisiert, analysiert Josef Joffe die Rolle der USA im globalen Kon-

text. Joffes Darstellung der singulären US-Machtposition rangiert neben den einschlägigen Analysen von Henry Kissinger, Zbigniew Brzezinski, Helmut Schmidt oder Niall Ferguson. *Die Hypermacht* ist eine spannende, ausführliche, prägnante und klar verständliche Arbeit. Sie behandelt die historischen, kulturellen, politischen, militärischen und wirtschaftlichen Komponenten der US-Hegemonie im affirmativen Geiste: Die Vereinigten Staaten sind ein mächtiges Imperium, das sich weder moralisch noch rechtlich verstecken muss. Die aufstrebenden Großmächte – China, Russland, Indien, Japan, die EU – sind militärisch, rechtlich oder kulturell nicht kompatibel, die USA sind „eine Klasse für sich. Bis weit ins einundzwanzigste Jahrhundert hinein wird uns die Frage beschäftigen, wie dieser Riese Amerika mit seiner entfesselten Macht umgehen wird – und soll.“ *Die Hypermacht* bietet eine fundierte und Diskussionsgrundlage dafür.

Joffes Verdienst ist es, die Vereinigten Staaten als „Ordnungsmacht *par excellence*“ zu definieren und zu entkriminalisieren. Eroberungszüge gehörten nicht zum *American way*. Die „Imperiale Republik“ habe sich mitunter aggress-

siv, aber niemals gefräßig verhalten. Die USA seien ein „liberales Imperium“, das nicht annekieren, sondern kooptieren will. Sie standen nie für Autoritarismus und Totalitarismus. „Es ist nicht bekannt, dass Russland, China oder Japan je eine internationale Institution wie die UN oder die Weltbank erfunden hätten, die im Prinzip der gesamten Staatenwelt dienen.“ Die USA agieren als Vermittlungsdiplomaten, als Makler und Rückversicherer. So spielt Amerika in Asien die Rolle der außerregionalen Ordnungsmacht, in Europa tritt es als Befrieder und Beschützer der neuen EU-Staaten auf: Amerikas Müdel im Kalten Krieg fühlen sich nicht mehr an den Großen Bruder gekettet. Trotzdem hat die NATO den Verlust der sowjetischen Bedrohung überlebt.

Joffe erinnert Washington an die Bürde der Hegemonie: Amerikas Verantwortung sei global, Macht sei Verpflichtung; Vorherrschaft sei eine wackelige Größe im Leben der Völker. „Große Macht erzeugt Widerstand, und so gutartig ein Dickhäuter auch sein mag, ist er doch kein Teddybär.“ Das Geniale an der amerikanischen Diplomatie war der Aufbau einer Ordnung, die amerikanische Interessen beförderte, indem sie

die Interessen der anderen mitbediente. Vorherrschaft ist kein Vergnügen: Wer führen will, muss Eigennutz mit Verpflichtung verbinden. Die USA verschaffen sich selbst Sicherheit: Stabilität ist ihr eigener Lohn, weil sie Schlimmeres verhindern: Wettrennen, Atomwaffenverbreitung und Konfliktausweitung. „Große Macht fordert großes Verantwortungsbewusstsein. Solange dieser von seinen Stricken befreite Riese seiner Verantwortung gehorcht, werden Neid und Ressentiment nicht in Furcht und Wut umschlagen.“

Joffes Analyse des Anti-Amerikanismus überzeugt: Stereotypisierung, Herabsetzung, Dämonisierung, Obsession und Eliminierung sind Charakteristika des Anti-Amerikanismus, der „pauschalen Verteufelung des Landes als Ganzes“.

In Europa gilt Amerika als die minderbemittelte, Europa als die überlegene Kultur. Amerika sei das Land eines intoleranten, fundamentalistischen Glaubens, Europa habe den Weg des aufgeklärten Säkularismus eingeschlagen. Amerika sei moralisch defekt, sozial rückständig und kulturell unbedarft. Joffe entlarvt Stereotypen, beschreibt Obsessionen und erkennt die Kontinuität des Anti-

Amerikanismus im europäischen Bewusstsein: Da Obsessionen nichts mit Fakten zu tun haben, lassen sie nur solche Fakten durch, die das Vorurteil bestätigen. Der Anti-Amerikanismus ist so alt wie die amerikanische Republik selbst. Hier leistet Joffe Aufklärungsarbeit. Seine Analyse überzeugt und regt an, differenziert über die Vereinigten Staaten zu urteilen. Seine Definition des Anti-Amerikanismus als die „obsessive Stereotypisierung, Herabsetzung und Dämonisierung des Landes und seiner Kultur“ unterscheidet zwischen Anti-Amerikanismus und Kritik an amerikanischer Politik. Dieser Unterschied wird in vielen Debatten um das politische und moralische Gewicht der USA ignoriert.

Wert der Freiheit

Ebenso aufklärerisch arbeiten Gerhard Besier und Gerhard Lindemann in ihrem Buch *Im Namen der Freiheit: Die amerikanische Mission*. Die Autoren präsentieren den Freiheitsgedanken als zentrales Thema der amerikanischen Historiografie. Ein geschichtlicher Überblick analysiert die Entstehungsgeschichte des Freiheitsgedankens – von der Kolonialzeit über die Staatsgründung zu den Gesellschaftstheorien des

zwanzigsten Jahrhunderts. In Amerika symbolisierte das Motto „Liberty or Death“ den Glauben an das Freiheitsideal. Freiheitsmasten, Freiheitsbäume und die Freiheitsglocke von Philadelphia motivierten die amerikanischen Revolutionäre, ihre Vision einer besseren Welt zu verwirklichen. Freiheit wurde zum absoluten Wert: Sie sollte die ganze Welt erobern. Die „neue Nation Amerika“ verkörperte die Zukunft der Menschheit.

Die Ausweitung der freiheitlichen Demokratie gehört somit zum amerikanischen Credo. Tocqueville identifizierte einen „heiligen Kult der Freiheit“. Nach dem Bürgerkrieg wurden Lincoln und der befreite Sklave zu Symbolfiguren für Freiheit und amerikanischen Patriotismus. Die USA verstanden sich als „Republik der freien Menschen“. Dieser Gedanke bleibt bis heute Kernpunkt der amerikanischen Identität. Bis heute lehnen Republikaner die Einmischung des Staates in die Angelegenheiten von Privatpersonen ab. Der Geist Amerikas wird von Individualismus, Selbstverantwortung, individueller Freiheit und staatlicher Zurückhaltung geprägt. „The government“ – der Staat – steht im Ruf, die Freiheit des

Individuums einzuschränken und zu bedrohen. Der Bürger müsse sich gegen die Beschneidung seiner Freiheit durch den Staat wehren.

Die Autoren ordnen dieses Gedankengut in die Rhetorik der Bush-Regierung ein, ohne in anti-amerikanische Polemik zu verfallen. Es gehöre zur „traurigen Tradition der USA“, dass sie im Eifer ihres Engagements für Sicherheit und Freiheit dieselbe auch mit Füßen treten könnten. Die Debatte um die Folterwürfe im Irak habe den USA und ihren Idealen schwer geschadet. „Seit der Terror nicht nur die Ordnung einer Gesellschaft, sondern das Leben jedes Einzelnen bedroht, treten Freiheit und Sicherheit in eine unheilige Konkurrenz.“ Eine Demokratie dürfe bei ihrer Verteidigung keine Mittel anwenden, die ihr durch ihre Verfassung verboten sind. Inzwischen werde Amerika von einer großen Kriegsmüdigkeit erfasst. Zugleich habe Amerika im Inneren das Ende des Sozialstaates proklamiert und eine Doktrin adoptiert, in der die Freiheit primär durch ökonomische Freiheit gewährleistet sei. Dennoch habe die Freiheit in Amerika überlebt. Die Autoren resümieren: „Die Amerikaner sind keine Phantasten, sondern

Realisten, deren Freiheitsverständnis die hellen wie die dunklen Seiten des Menschseins berücksichtigt. Amerikaner setzen immer wieder auf die Chance der inneren Erneuerung ihres Landes, seiner Selbstverbesserung.“ Vor zehn Jahren habe der Historiker Arthur Schlesinger geklagt, dass es „eine schlimme Zeit“ geben werde, „aber der große Vorzug unserer Demokratie ist ihre Fähigkeit zur Selbstkorrektur“.

Die rezensierten Bücher analysieren die USA und das US-europäische Verhältnis differenziert, fundiert und ausgewogen. Die Vereinigten Staaten sind kein „Schurkenstaat“, doch es gelingt ihnen nicht, ihre Hegemonie ausschließlich rechtsstaatlich und idealistisch durchzusetzen. Da weder China, Indien oder Russland eine alternative Weltordnung anbieten, sollten wir die USA durch Kooperation und Kommunikation an uns binden. Das einundzwanzigste Jahrhundert muss ein euro-amerikanisches Zeitalter werden, in dem amerikanische Werte wie Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit auch unsere Werte sind. Diese Gemeinsamkeiten reichen aus, um die transatlantische Welt zusammenzuschweißen.